

**COPYRIGHT**

**Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt. Es darf ohne Genehmigung nicht verwertet werden. Insbesondere darf es nicht ganz oder teilweise oder in Auszügen abgeschrieben oder in sonstiger Weise vervielfältigt werden. Für Rundfunkzwecke darf das Manuskript nur mit Genehmigung von Deutschlandfunk Kultur benutzt werden.**

***Deutschlandfunk Kultur***

***Religionen***

***Sendedatum: 13.08.2017***

***AutorIn: Stefanie Oswald***

***Redaktion: Anne Françoise Weber***

***Beitragstitel: "Papa ist Moslem. Mama ist Jüdin. Punkt."***

***Religionsverschiedene Ehen in Deutschland***

**Al-Halabi:**

„Ich hab da keine Scheu, ich hab da keine Berührungsängste, die hatte ich noch nie. Sonst hätte ich mich wohl auch nicht erst in ihn verliebt, wenn da gleich innerlich schon so eine Schranke ist, nach dem Motto: das geht nicht, er ist Muslim. Also ich hatte das nicht und er hatte das auch nicht. Aber man hat natürlich gewisse Klischees im Kopf.“

**Lezzi:**

„Was ich mag an unserer Patchworkfamilie ist, dass wir tatsächlich alle Feste gemeinsam feiern - also ob das Barmizwa ist unseres gemeinsamen Sohnes oder ob das damals Kommunion und Firmung der älteren Kinder war - insofern funktionieren wir gut als interreligiöse Familie, obwohl wir uns nicht so bezeichnen würden.“

**Khan:**

„Mein Mann und ich haben uns oft gefragt, was denn Gottes Wille sein könnte, das ist für uns beide sehr wichtig. Und ich hatte überhaupt nicht den Eindruck, dass diese Entscheidung nicht von Gott gesegnet ist.“

**Graf:**

„Wir haben, als wir uns kennengelernt haben, auch darüber unterhalten und haben gesagt, dass die Kinder schon dieses Jüdische mitkriegen sollen, und eben aber auch dieses Islamische. Es wird hier nichts unter den Teppich gekehrt: Papa ist Moslem, Mama ist Jüdin. Punkt.“

Vier Frauen, vier Erfahrungen und doch ein gemeinsamer Nenner. Alle vier haben einen Partner geheiratet, der einer anderen Religionsgemeinschaft angehört oder eine andere religiöse Prägung hat als sie selbst - und das, obwohl Religion in ihrem Leben eine wichtige Rolle spielt. Und sie teilen eine weitere, eher ungewöhnliche Gemeinsamkeit: Sie haben sich entschieden, von diesen Beziehungen und den damit verbundenen Erfahrungen, Herausforderungen, auch Konflikten zu erzählen. Keine Selbstverständlichkeit, denn öffentlich über den persönlichen Glauben zu sprechen, fällt nicht leicht. Die einen fürchten, in einer zunehmend säkularisierten Welt als unaufgeklärt oder naiv zu gelten. Die anderen haben Sorge, in ihrer Glaubensgemeinschaft benachteiligt oder angegriffen zu werden, wenn sie publik machen, dass sie in religionsverschiedenen Verbindungen leben. Und manche fürchten sich in einer Gesellschaft, die zunehmend nach rechts rückt, vor persönlichen Angriffen.

„Ich sprech jetzt mal aus der Warte, dass einer der Partner muslimisch ist... Ich denke, da liegt es daran, dass über den Islam sehr viel berichtet wird, sehr viel Negatives natürlich auch und dass dann, wenn die Partnerin so wie ich christlich ist oder atheistisch, wie auch immer, das ist wurscht, aber mit nem islamischen Partner zusammenlebt, dass sie nicht noch irgendwie Öl ins Feuer gießen möchte, wenn sie sagt, was tatsächlich nicht so gut läuft – oder wo sie vielleicht auch Vorurteile bestätigt sieht. Das ist sicher ein Grund. Und der andere ist, glaube ich, das ist meine Erfahrung, dass im islamischen Kulturkreis Privatsphäre nen ganz anderen Stellenwert hat als bei uns. Das heißt, über Beziehungen, Ehen, Persönliches spricht man nicht, das trägt man nicht in die Öffentlichkeit, das bleibt zwischen den Partnern.“

Anna al-Halabi möchte ihren wirklichen Namen nicht im Radio hören. Die 29-jährige Journalistin lebt mit ihrem Mann in einer Stadt im Rheinland.

„Wir haben uns bei einem Urlaub in Istanbul kennengelernt... dass dann aus so einem Urlaubsflirt eine Ehe wird, hätte ich dann auch nicht gedacht am Anfang. Er hat da gejobbt bei einem Tourismusunternehmen und ich war mit einer Freundin dort und so fing's an, so haben wir uns verliebt. Und dann haben uns näher kennen gelernt und uns besucht...und dann ist er immer nach Deutschland gekommen.... Das hat sich gut angefühlt. Es hat erst mal keine Rolle gespielt, dass er aus Nordafrika kam. Er war ein netter, gutaussehender, fröhlicher Mann, in den ich mich verliebt hab... und es waren einfach zwei Menschen.“

### **Sportfreunde Stiller: Das Geschenk**

„Dich hat der Himmel geschickt“. Bei dieser Liedzeile denkt Carmen Khan jedes Mal an Monir, ihren heutigen Mann. Die beiden trafen sich in Bangladesch. Nach einem zügig absolvierten Theologie-Studium wollte die schwäbische Pfarrerstochter vor Antritt ihres Vikariats noch hinaus in die weite Welt und praktische Erfahrungen sammeln. In Bangladesch arbeitete sie als Praktikantin für die Grameen-Bank, einem Projekt des Friedensnobelpreisträgers Muhammed Yunus, das Mikrokredite an Arme vergibt, um ihnen den Aufbau einer Existenz zu ermöglichen. Bald lernte sie Monir kennen, der ein BWL-Studium absolviert hatte und bei der Bank als Dolmetscher jobbte. Er interessierte sich für die Praktikanten, nahm sie mit auf Reisen aufs Land, auch Carmen:

„Da waren wir auf einem Fieldtrip irgendwo auf einem Dorf, und er ist eben, wenn es sich einrichten ließ, zum Beten in die Moschee gegangen und da hat er mich schon damals mitgenommen. Und da war völlig klar, ich bin Christin, ich weiß auch nicht, wie's funktioniert und da hat er mir gezeigt: Hier: Hände und Füße waschen und Gesicht und Mund und Ohren und warum: Weil da gehen schlechte Worte raus oder gehen rein. Und dann hat er mir auch die Bewegungen gezeigt. Und hat gesagt: Das ist ein bisschen unterschiedlich, vielleicht hast du es schon mal gesehen, wir machen das hier so. Und das war völlig klar: Ich kenne das nicht, ich hab eine andere Religion, aber wenn ich mich interessiere, dann freut ihn das. Also ich würd schon sagen, Religion war von Anfang an ein Thema, aber wirklich viel eher ein verbindendes.“

„Da könnte man natürlich schon überlegen: Besteht die Anziehung, dass ein religiöser Mensch sich vielleicht auch einen religiösen sucht oder einen, der vielleicht klarer ist und dann eine Transzendenz leben kann, was in diesem Moment vielleicht auch schön ist, wenn man sieht, wie jemand in seiner Religion verwurzelt ist. Da geht es glaube ich weniger um Werte oder wie der Alltag lebt, sondern was der ausstrahlt, was für mich eine Erklärung wäre, wieso vielleicht das Spannungsverhältnis, dass anders mit Alltag umgegangen wird in unterschiedlichen Religionen, ausgeblendet ist.“

Martin Merbach berät bikulturelle und bireligiöse Paare. Der promovierte Psychologe arbeitet hauptamtlich am Evangelischen Zentralinstitut für Familienberatung in Berlin. Einen Nachmittag in der Woche berät er Paare für den Verband Binationaler Familien und Partnerschaften.

„Dann muss man sich überlegen, dass das bei diesen bikulturellen ja in irgendeinem Kontext zusammenkommt, der kein Alltag ist für beide Paare. Sei es im Urlaub, dass man sich kennengelernt hat oder dass man sich in Arbeitskontexten, wo einer von beiden im Ausland war, kennengelernt hat. So ist das immer eine emotional aufgeheizte Situation, wo man sich über bestimmte Differenzen überhaupt weniger Gedanken macht...und auch gut so, denn sonst würde man ja kein Paar werden können.“

Als Anna Al Halabi und Carmen Khan ihre künftigen Ehemänner kennenlernten, war ihre Ausbildung in Deutschland noch nicht abgeschlossen – ein Leben im Land des Partners kam zunächst nicht in Frage. Andererseits: Auf Menschen aus Bangladesch oder Nordafrika reagiert der deutsche Staat nicht gerade mit einer Willkommenskultur. Wer länger bleiben will als die 90 Tage, die das Touristenvisum vorsieht, muss sich durch den Behördenschlingel kämpfen – und hat am Ende vielleicht doch keinen Erfolg. Viele Paare überlegen, zu heiraten. Besonders für Carmen Khan, die angehende Pfarrerin, eine knifflige Situation:

„Ich hab dann aber ziemlich schnell mit Menschen darüber geredet, dass ich durchaus in Erwägung ziehe, meinen Freund, der Muslim ist, zu heiraten.“

Eltern, Freunde und Verwandte reagierten mit Unterstützung, erinnert sich Carmen Khan, nicht aber ihr Arbeitgeber, die Evangelische Landeskirche in Württemberg.

„Mir wurde von allen Seiten von dem Heiraten abgeraten und auf dem Oberkirchenrat wurde mir gesagt, wenn ich ihn heiraten würde, dann würde das meine sofortige Entlassung nach sich ziehen.“

In diesem Punkt ist die württembergische Landeskirche besonders streng und hat sich dem etwas liberaler formulierten, bundesweit geltenden Pfarrdienstgesetz der EKD von 2010 faktisch nicht angeschlossen. Für Carmen Kahn galt also nach Paragraph 19 Absatz 2 des Pfarrergesetzes der Evangelischen Landeskirche in Württemberg:

„Der Ehegatte eines Pfarrers muss der evangelischen Kirche angehören. Es wird von ihm erwartet, dass er den Dienst des Pfarrers bejaht. In Ausnahmefällen kann der Oberkirchenrat auf Antrag von dem Erfordernis nach Satz 1 befreien.“

#### **Khan:**

„Die Begründung, warum man nicht sogar bei einem Muslim eine Ausnahme machen könnte war einfach, dass die Leute das nicht verstehen könnten.“

Ein Muslim im Pfarrhaus? Für die Württembergische Landeskirche ein Tabu, aber immerhin fand sich nach Khans Klage gegen die Entscheidung und viel öffentlichem Medienwirbel eine Lösung. Khan trat in den Dienst der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg, Schlesische Oberlausitz.

„In Berlin gab's so Paare wie uns schon. Man ist zwar sehr solidarisch, die Landeskirchen untereinander, aber da konnte man auf Erfahrungen zurückgreifen, dass es eben doch Menschen und Gemeinden gibt, die einen muslimischen Ehepartner im Pfarrhaus ertragen können und dann konnte ich in Berlin mein Vikariat machen.“

„Da ist die EKBO auch selber innerhalb der Evangelischen Kirche in Deutschland, ganz vorne weg in diesen Freistellungen. Hessen-Nassau sicher auch und in mehr lutherischen Landeskirchen wie Bayern, Baden, Württemberg, Sachsen, da gäbe es solche Möglichkeiten nicht aktuell. Da gibt es auch nochmal Auseinandersetzungen innerhalb der Kirche, das ist eine Streitkultur, die gehört in pluraler Welt auch dazu.“

Das findet jedenfalls Andreas Goetze, landeskirchlicher Pfarrer für den interreligiösen Dialog. Die plurale Welt verändert sich schneller als Religionen und ihre Institutionen. Dass Paare trotz unterschiedlicher Religion überhaupt einen Segen ihrer Geistlichen erhalten, ist ein eher junges Phänomen.

„Dass Liebe zum Paradigma für eine Ehe überhaupt wird, das verdanken wir ganz stark auch Goethe und seinem Werther, also sprich: Diesen Anspruch, seinen Partner auszusuchen und zu finden und dabei nicht einmal religiösen, sozialen oder milieu-kompatiblen Vorgaben nachzugehen, die ist relativ neu, die entsteht auch in der christlichen Gesellschaft eigentlich erst mit Ende des 18. Jahrhunderts...“

Sagt Eva Lezzi. Die Literaturwissenschaftlerin hat jüdisch-christliche Liebesbeziehungen und ihre Darstellung im Roman des 19. und frühen 20. Jahrhunderts erforscht – in der Zeit, als zum ersten Mal im Deutschen Reich jüdisch-christliche Ehen entstehen konnten. Denn bis zum Preußischen Judenedikt von 1812 galten Juden juristisch als Fremde, was ihnen den Zugang zu vielen Teilen der Gesellschaft versperrte. In der Salonkultur ab Ende des 18. Jahrhunderts begegneten sich erstmals Juden und Christen auf Augenhöhe.

„Die Religion hat insofern eine Rolle gespielt, als es bis Ende des 19. Jahrhunderts keine Möglichkeit einer staatlichen Ehe gab. Das heißt, man musste in irgendeiner Weise religiös heiraten, was hieß, man musste eigentlich christlich heiraten, was wiederum für den jüdischen Part hieß, er oder sie musste konvertieren. Und selbst für Menschen, die vielleicht in ihrem Alltag gar nicht so religiös verbunden gelebt haben, ist natürlich so ein Schritt, so eine Konversion mit sehr vielen Implikationen verbunden. Es bedeutet nicht selten Bruch mit der Familie, es bedeutet, sich in ein ganz neues Milieu hineinbegeben und das genau ist dann auch das Thema in der Literatur des 19. Jahrhunderts, und es sind wahnsinnige Spannungen, die da ausgehandelt werden.“

1875 führte der Gesetzgeber im Deutschen Reich die obligatorische Zivilehe ein – statt in der Kirche oder Synagoge traten Paare nun zuerst vor den Standesbeamten, danach konnten sie noch religiös heiraten. Doch die gesellschaftliche Entwicklung vereinfachte christlich-jüdische Verbindungen nicht. Im Gegenteil: Antijudaismus und wachsender rassischer Antisemitismus in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts belasteten die individuellen Beziehungen – eine Entwicklung, die in den Nürnberger Gesetzen von 1935 gipfelte.

„Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre.  
Vom 15. September 1935.

Paragraph 1

Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten. Trotzdem geschlossene Ehen sind nichtig, auch wenn sie zur Umgehung dieses Gesetzes im Ausland geschlossen sind.“

Allerdings sahen auch jüdische Geistliche lange vor der Nazi-Zeit die Liebesheirat, erst recht aber die religionsverschiedene Ehe mit Skepsis. Zwar versuchten einzelne liberale Rabbiner wie der Mitte des 19. Jahrhunderts in Berlin wirkende Samuel Holdheim, den Weg für christlich-jüdische Paare zu ebnen. Doch die Ehe mit einem christlichen Partner wurde immer als Abkehr vom Judentum verstanden. Länger als in anderen Teilen der Gesellschaft waren es hier Eltern oder Heiratsvermittler, die Ehen arrangierten – eine Praxis, die in ultraorthodoxen jüdischen Communities etwa in Israel oder den Vereinigten Staaten noch heute üblich ist.

Viele Autoren erzählen von jüdisch-christlichen Ehe- und Familiendramen: In der deutschen Literatur sind dies etwa Gotthold Ephraim Lessing, Heinrich Heine, Dorothea und Friedrich Schlegel, Theodor Fontane und Fritz Mauthner. Weltruhm erreichte das Musical *Anatevka*, das 1966 uraufgeführt wurde und auf einer Textvorlage von Scholem Alejchem basiert. *Anatevka* erzählt vom Zerfall einer jüdischen Familie im zaristischen Russland, weil die Kinder dem Ideal der Liebesheirat folgen und christliche Partner heiraten – während die jüdische Herkunftsfamilie aus ihrem Shtetl vertrieben wird.

„In der Ehe geht es in Wahrheit um zwei Seelen, die sich zur Erfüllung einer heiligen Mission zusammentun... Eine jüdische Seele, die sich den Aufgaben der Nicht-Juden widmet, hat den Zweck ihres Aufenthaltes in dieser Welt verfehlt, und umgekehrt sollte eine nicht-jüdische Seele sich nicht mit den Aufgaben der Juden befassen....Auf eine praktischere Weise ausgedrückt, kehrt derjenige, der eine Mischehe eingeht, seinen Vorfahren den Rücken zu: Es handelt sich dabei um Hunderte von Generationen, die ihrer Verpflichtung zum Judentum zuliebe in Ghettos lebten, Pogrome und unvorstellbare Verfolgungen ertrugen, als sich in der nicht-jüdischen Umgebung zu assimilieren. Viele unserer Vorfahren sind gestorben, um das Judentum zu erhalten, und indem wir jüdisch heiraten und ihr Vermächtnis weiterführen, zeigen wir unseren Respekt für ihre Opfer.“

So ist auf der Website von Chabad.org zu lesen, einer streng orthodoxen, chassidischen Gruppierung, die auch in Deutschland Gemeinden unterhält. Geza Ederberg kennt solche Argumentationslinien:

„Früher war das so und man kann das, glaub ich wirklich sagen, vor 50 Jahren oder auch noch weniger, bis vor 20 Jahren vielleicht sogar, war völlig klar: Wer nicht jüdisch heiratet, hat damit schon einen ganz großen Schritt aus dem Judentum herausgetan. Und die Wahrscheinlichkeit, dass die Kinder dann jüdisch sind, wird immer kleiner.“

Ederberg ist Rabbinerin der Jüdischen Gemeinde Oranienburger Straße in Berlin. Sie rechnet sich der Masorti-Strömung zu, die im Judentum eine Mittelposition zwischen Reform und Orthodoxie einnimmt. Die Zukunft des Judentums in Deutschland ist ihr ein Herzensanliegen.

„Ich sehe bei diesem Thema eine große Spannung zwischen der jüdischen Wirklichkeit, wo ich würde sagen mehr als die Hälfte der jüdischen Menschen in Deutschland einen Nicht-jüdischen Partner heiraten – und in Deutschland ist das auch nochmal mehr als in Ländern mit einer größeren jüdischen Bevölkerung – einerseits und dem Judentum als Religion, die sehr großen Wert darauf legt, dass man als jüdische Familie auch komplett jüdisch lebt und die Religion eben auch in den Alltag umsetzt.“

Deshalb ist für mich auch ganz klar, wenn ein gemischt-religiöses Paar zu mir kommt, plädiere ich für einen Ort innerhalb der jüdischen Gemeinde und die jüdische Erziehung – und zwar tendenziell ausschließlich jüdische Erziehung der Kinder.“

Laut jüdischem Gesetz, der Halacha, kann nur die Mutter das Judentum an ihre Kinder weitergeben. Jüdisch trauen würde Ederberg ein religionsverschiedenes Paar nicht – und weiß sich dabei in Übereinstimmung mit der Allgemeinen Rabbinerkonferenz in Deutschland:

„Ne jüdische Eheschließung ist, wenn man genau hinguckt, ein Vertrag zwischen zwei Partnern, die beide dem gleichen Rechtssystem angehören müssen, weil sonst können sie ja den Vertrag nicht schließen. Also ganz platt gesagt: Wenn ich ein Paar verheirate, sagen die zueinander: ‚Du bist mir angeheilig, gemäß den Geboten von Moses und Israel.‘ Das ist der Kernsatz. Und der funktioniert nur dann, wenn ich zwei Leute da stehen habe, die sich beide... den Geboten von Moses und Israel verpflichtet fühlen.“

Christlich-muslimische Beziehungen sind in Deutschland erst seit den frühen 1960er Jahren ein Thema: Damals kamen zahlreiche Arbeitnehmer aus der Türkei infolge von Anwerbeabkommen in die alte Bundesrepublik. Später, mit den Kriegen auf dem Balkan, folgten Bosnier und Kosovo-Albaner. Heute stammen viele Geflüchtete und Zuwanderer aus arabischen und afrikanischen Ländern.

„Heute sind euch die guten Dinge erlaubt....Und die Ehrbaren von den gläubigen Frauen und die ehrbaren Frauen von denjenigen, denen vor euch die Schrift gegeben wurde, wenn ihr ihnen ihren Lohn gebt, als ehrbare Ehemänner, nicht als solche, die Hurerei treiben und sich Liebschaften halten. Wer den Glauben verleugnet, dessen Werk wird hinfällig, und im Jenseits gehört er zu den Verlierern.“

Auf Sure 5, Vers 5 des Koran stützt sich die im Islam weit verbreitete Auffassung, dass ein muslimischer Mann eine Jüdin oder eine Christin heiraten darf. Dabei muss er auch sicherstellen, dass seine Frau ihre Religion ausüben kann, erklärt Ahmad Aweimer, Imam und Dialog- und Kirchenbeauftragter des Zentralrats der Muslime in Deutschland:

„Wir lesen in die alten Bücher, was ein Mann auch zur Verpflichtung hat, dass er zum Beispiel den Kirchweg oder Synagogenweg auch sichern muss, damit sie ihre Gebete beten kann.“

Das gilt allerdings nur für muslimische Männer; denn sie sind es, die nach islamischem Verständnis die Religion an ihre Kinder weitergeben.

„Muslimische Frauen dürfen nur muslimische Männer heiraten... das Problem: Wenn eine muslimische Frau bei einer christlichen Familie (war) – wir müssen Christentum vor 50, 70 oder 100 Jahren denken oder länger... damals – die Muslime waren die Heiden. Und das wäre schwierig. Die muslimische Frau hätte dort keine Rechte, wenn die als Heidin angesehen wird. Deswegen ist das im Grunde genommen verboten.“

Viele religiöse Musliminnen, sagt Imam Aweimer, hielten sich bis heute an diese Vorgaben. Präzise aktuelle Zahlen dazu gibt es nicht, denn seit 2014 erfassen die Standesämter bei

Eheschließungen nicht mehr die Religionszugehörigkeit. Zahlen aus dem Jahr 2013 bestätigen die Aussage des Imams. Von den etwa 6600 muslimischen Frauen, die damals bundesweit eine Ehe eingingen, wählten etwa 90 Prozent einen Partner gleicher Religion, bei den Männern hingegen waren es nur 77 Prozent.

Und wie stehen die großen christlichen Kirchen zur religionsverschiedenen Ehe? Die Zahl christlicher Eheschließungen ist dramatisch eingebrochen: Laut Zahlen der Deutschen Bischofskonferenz heirateten im Jahr 2015 nur noch etwa 44.000 Paare katholisch. Ende der 1980er Jahre waren es noch 100.000. Die Evangelische und die Katholische Kirche kämpfen gegen den Säkularisierungsprozess. Dabei hat sich in der Katholischen Kirche in den vergangenen Jahrzehnten viel verändert, sagt Ute Eberl, Theologin und Referentin für Paarbeziehungen beim Erzbistum Berlin:

„Also zuerst steht mal in der Bibel, dass der Mensch als Mann und Frau geschaffen ist. Und wir sagen: in dieser Schöpfungsordnung, so wie wir geschaffen sind, ist es gut. Und deswegen hat sich in der katholischen Kirche auch durchgesetzt, dass diese Schöpfungsordnung auch gilt. Die nehmen wir auch an für die Eheschließung eines Katholiken mit einem Partner einer anderen Religion.“

Das war nicht immer so. Noch bis tief ins 20. Jahrhundert hinein sah die katholische Kirche sogar protestantisch-katholische Verbindungen mit Argwohn, weil sie um die Reinheit des katholischen Glaubens fürchtete. Heute hält sie Handreichungen für die katholisch-muslimische Ehe bereit.

„Im Zweiten Vatikanischen Konzil, da gab es einen richtigen Sturm und große Änderungen – Dokument *ad Gentes* – ist auch beschrieben, dass die Kirche anerkennt, dass die *semina verbi*, also die Worte Gottes großzügig von Gott verteilt wurden und auch in anderen Religionen zu entdecken sind. Also eine grundsätzliche positive Blickrichtung auf andere Religionen – also natürlich vor allem auf die abrahamitischen.“

Papst Franziskus setzt sich vehement für die Religionsfreiheit ein. Nach den großen Synoden zu Ehe und Familie in den Jahren 2014 und 2015 verfasste er das Lehrschreiben *„amoris laetitia“*. Darin heißt es unter Paragraph 248:

„Religionsverschiedene Ehen stellen einen bevorzugten Ort für den interreligiösen Dialog dar. Sie bringen einige besondere Schwierigkeiten mit sich, sowohl im Hinblick auf die christliche Identität der Familie, als auch auf die religiöse Erziehung der Kinder.“

„Der katholische Partner ist verpflichtet, seine Kinder taufen zu lassen und sie im Geist Christi und seiner Kirche – so ist die Formulierung – zu erziehen.... Gleichzeitig sagen wir: Soweit es in dieser Ehe möglich ist... Das heißt also, wenn die Ehe auf dem Spiel steht wegen der Kindererziehung, sagt die Katholische Kirche: Es geht um die Ehe.“

Mit einer Dispens, einer Ausnahmeerlaubnis, kann ein Katholik sowohl einen nichtgläubigen als auch einen andersgläubigen Partner heiraten – sei er nun jüdisch, muslimisch, hinduistisch oder was auch immer. Nur hat die Ehe mit einem Nicht-Christen nicht mehr sakramentalen Charakter.

Anna al-Halabi und ihr muslimischer Partner haben in einer protestantischen Kirche geheiratet. Marc-Antoine Charpentiers „Te Deum“ erklang beim Einzug zum Altar. Ihr Trauspruch lautete: „Denn Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott.“ Die Evangelische Kirche betrachtet die Ehe als „weltlich Ding“ – zu dem sie ihren Gläubigen allerdings einen göttlichen Segen spendet:

„Mir war das wichtig, kirchlich zu heiraten und ich hab das auch von Anfang an so gesagt. Und wir hatten aber auch einen Imam dabei. Das war recht schwierig zu organisieren, einen Imam zu finden, der bereit ist, mit in eine Kirche zu gehen und da seinen Segen zu geben. Aber dieser eine hat das halt gemacht. Der hat gesagt: wenn ein Paar um Gottes Segen bittet, möchte ich den selbstverständlich erteilen und da spielt der Ort keine Rolle... Wir hatten ein Vorgespräch mit der Pfarrerin und dem Imam und der Trauzeugin, wo wir eben dann auch besprochen haben, was gesagt wird, welche Lieder gesungen werden. Da haben wir schon drauf geachtet, dass jetzt das Gemeinsame im Vordergrund steht: Der Glaube an den einen Gott, und eben nicht unbedingt Lieder oder Bibelstellen, wo halt die Dreifaltigkeit die ganze Zeit vorkommt....der Stellenwert, den die Ehe hat, das Verhältnis zwischen Mann und Frau, wo eben das liebevolle sich umeinander kümmern, füreinander da sein – in guten wie in schlechten Zeiten, das steht ja so auch im Koran, es ist halt nur anders formuliert...“

Das unterstreicht auch Imam Aweimer:

„Also wenn wir sagen: Islamische Ethik, dann können wir auch ruhig christliche Ethik sagen, denn die Ethik in diesen Dingen unterscheidet sich ja kaum, ist fast das Gleiche: Treue, Geduld, Verständnis, für die Familie da sein, für die Kinder und gegenseitige Ehrung und so weiter.“

Auch Carmen und Monir Khan haben protestantisch geheiratet – und dabei darauf geachtet, dass sich beide mit der Zeremonie wohl fühlten:

„Es gab die eine Frage, ob wir uns zum Trausegen knien und in dieser Stuttgarter Kirche ist ein großes Kruzifix mit einem toten Jesus. Und da sagte Monir dann: Lieber nicht und er kniet auch eher vor Allah und dann sind wir beim Trausegen stehen geblieben, wie ich das bei meinen Trausegnungen bislang immer so gemacht hab.“

Die Diskussion über den Glauben, auch in der Öffentlichkeit, – das Ausloten von Gemeinsamkeiten und Unterschieden – Carmen Khan und Monir Khan haben sie ganz bewusst mit in den Alltag ihrer Ehe genommen.

Pfingstsonntag im Berliner Körnerpark. Mit beseeltem Lächeln steht Carmen Khan im schwarzen Talar bei prallem Sonnenschein vor ihrer Gemeinde. Wer sie als Pfarrerin erlebt, ahnt, dass der Verlust dieses Berufs für sie sehr schwierig geworden wäre.

Als Kreisjugendpfarrerin für Neukölln hat Khan das Thema verschiedener Religionen und Kulturen zu ihrem Thema gemacht – auf muslimische Jugendliche in ihrem Kiez geht sie offen zu und stößt auf große Neugier, zum Beispiel im Gespräch mit palästinensischen Mädchen im Kieztreff:

„Als ich bei dieser Vorstellungsrunde gesagt habe, ich bin zwar mit einem Muslimen verheiratet, aber wenn ich ne Frage hab, sagt der immer, ich soll im Internet gucken, hab ich richtig gemerkt, wie da so ein Knoten geplatzt ist... Also das zu wissen und ihn wohlmöglich auch zu erleben... dann muss man sich nicht überlegen, was hält die Pfarrerin wohl davon, dass wir keine Christen sind.“

Mariendorfer Damm an einem ganz gewöhnlichen Vormittag. Monir Khan wartet in seinem Backshop auf Kundschaft und reinigt derweil die Kaffeemaschine.

Während seine Frau sich im Alltag ständig mit Theologie beschäftigt, ist es für Monir Khan in Deutschland recht schwierig, seine Religion zu praktizieren: Mehr als zwölf Stunden täglich arbeitet er in seinem Geschäft. Für das fünfmalige Beten am Tag, den freitäglichen Moscheebesuch hat er hier kaum Zeit, die muslimischen Feiertage stimmen mit den christlichen nicht überein.

„Aber hier im Ramadan oder Zuckerfest, ich muss arbeiten... Ich persönlich vermisse auch meine Familie, zusammen fasten oder Fest zu machen oder Geschenk zu kaufen. Ich hab also sechs Jahre jedes Zuckerfest oder Opferfest ich hab gearbeitet. Ich bin ein richtiger gläubiger Mensch, aber ich hab kein Fest.“

„Das ist lustig, weil ich ja an den christlichen Festtagen auch immer arbeite. Aber letztes Weihnachten war sehr schön. Da warst du nicht in der Kirche, aber du hattest gekocht, als ich aus der Kirche nach Hause kam und du warst hübsch angezogen... also da hast du Weihnachten schon sehr wert geschätzt.“

Wie viel Raum gebe ich der Religion des anderen, wie weit lebe ich sie mit? Bin ich in der Kirche, der Synagoge, der Moschee überhaupt willkommen? Wo bereichert die Religion unser Zusammensein, wo stört sie unsere Gemeinsamkeit? Diese Fragen stellen sich für religionsverschiedene Paare im Alltag immer wieder:

#### **Al-Halabi:**

„Wir hatten auch schon Phasen, dass er fünfmal am Tag gebetet hat, was bedeutet, dass das morgens sehr früh ist. Davon war ich erst mal gar nicht begeistert, weil ich dachte, soll ich jetzt die nächsten 50 Jahre um 4.30 Uhr wach werden, weil mein Mann betet. Und dann dachte ich mir: Jetzt erst mal langsam angehen lassen. Vielleicht geht es auch wieder vorbei. Und so war es dann auch. (lacht) Nein, es hat ja auch Vorteile. Er ist dann zum Bäcker gegangen und hat frische Brötchen geholt und als ich aufgestanden bin, war das Frühstück fertig. Und jetzt betet er in der Regel einmal am Tag. Ich hör das auch gerne und finde es beruhigend.“

Diskussionen gebe es mit ihrem Mann gelegentlich über die Kleiderordnung, nicht aber über die islamischen Speisevorschriften - diese einzuhalten empfindet al-Halabi nicht als Einschränkung. Vor dem Essen sagen sie gemeinsam: „Bismillah“ – „Im Namen Gottes.“

„Wir kaufen halal-Fleisch also speziell geschächtet vom türkischen Metzger, da gibt es ja genug, und das ist für mich auch o.k., Schweinefleisch gibt es nicht. Hab ich nie viel gegessen, kann ich mit leben. Alkohol haben wir auch nicht, da ist er streng, das ist ihm wichtig.“

Religiosität und das Bewusstsein für die eigenen religiösen Wurzeln kann sich im Laufe des Lebens verändern: Durch die Konfrontation mit der anderen Religion des Partners oder der Mehrheitsgesellschaft. Durch Krisen, etwa durch den Tod eines Angehörigen. Vor allem aber: Durch die Geburt der eigenen Kinder – erst dann nämlich zeigt sich, welche Werte und Traditionen die Menschen weitergeben wollen. Eva Lezzi ist zum Studium aus der Schweiz nach Berlin gekommen:

„Der Versuch, mich der Tradition zuzuwenden hat ganz stark mit der Geburt meines Sohnes zu tun, ich bin aber schon vorher meinerseits in die Jüdische Gemeinde beigetreten, aber tatsächlich stark im Hinblick auf: Wenn ich dann Kinder hab, möchte ich, dass die dann ganz eindeutig eine Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde haben, damit für sie ganz klar ist, dass das Judentum nicht nur eine fatale historische Prägung ist, sondern auch etwas heute lebendiges, offenes, kulturell tradiertes.“

Im interkulturellen Familienzentrum in Berlin Kreuzberg. Hier präsentiert Eva Lezzi gemeinsam mit Kantorin Jalda Rebling ihre Kinder- und Jugendbücher. „Beni und die Batmizwa“ oder: „Die Jagd nach dem Kidduschbecher“. Bücher, in denen sie aus der Perspektive von Kindern vom Alltag in interreligiösen Kontexten erzählt: Von Beni, dessen Vater christlich und dessen Mutter jüdisch ist. Von der Muslima Samira und der Jüdin Rebecca, die beste Freundinnen sind, bis der Nahostkonflikt in ihre Beziehung eindringt. Lezzi selbst sind interreligiöse Begegnungen sehr vertraut: Während des Studiums war sie mit einem säkular lebenden Muslim liiert, seit zehn Jahren ist sie mit einem katholisch geprägten Deutschen verheiratet. Der gemeinsame Sohn ist jüdisch, Lezzis Stiefkinder sind katholisch.

„Für mich als Autorin, als Wissenschaftlerin, aber auch als Privatmensch hat das Judentum genau diese kulturelle Dimension, es ist identitätsstiftend, es ist mir wichtig, diese Kultur weiterzutragen und auch meinem Sohn weiterzugeben auch meine Stiefkinder daran mitteilnehmen zu lassen.... und ich glaube auch, dass unser Sohn das entsprechend so aufgenommen hat – nicht im Sinne eines Glaubensinhaltes, sondern tatsächlich im Sinne einer Zugehörigkeit zu einer jüdischen Gemeinschaft, die verschiedene Facetten hat, die eine unglaublich reiche religiöse Tradition hat, die eine sehr spezielle historische Erfahrung durchleiden musste, woraus spezielle Familienbiographien entstanden sind – darum geht es mir.“

Auch bei Yvonne Goldschmidt und Reza Amini kam mit der Geburt ihrer Kinder eine Rückbesinnung auf die eigenen Wurzeln. Beide tragen in Wirklichkeit andere Namen. Sie arbeiten in Frankfurt in der Immobilienverwaltung. 1987 kam Amini als Elfjähriger nach dem Sturz des Schahs aus dem Iran nach Deutschland. Goldschmidt und Amini kennen sich seit der Schulzeit, geheiratet haben sie nach der Ausbildung.

„Ich fühle mich als Moslem, aber ich halte mich nicht an alle Regeln.... Viele Sachen glaube ich halt nicht, dass es so 100 Prozent sein muss... ich geh auch mit der Zeit. Islam ist ja sehr alt, wie ja auch die anderen Religionen, und wenn man jetzt ständig nach den Regeln vor 2000 Jahren oder 1400 Jahren leben würde, würden wir uns nicht weiter entwickeln.“

Seine Frau Yvonne teilt diese Auffassung. Sie ist Jüdin, in Deutschland geboren – und selbst Tochter aus einer religionsverschiedenen Ehe – christlich geprägt ihr Vater, die Mutter Chilenin mit jüdischen Wurzeln. Nie käme sie auf die Idee, sich an die 613 Mizwot, die 613 Glaubensregeln des Judentums zu halten.

„Ich erziehe keines meiner Kinder religiös, will ich nicht. Ich möchte keine fanatischen, religiösen Kinder haben. Ich möchte, dass sie an Gott glauben, wie sie den Gott nennen, ist mir völlig wurst, sollen die selber entscheiden... Und wir haben, als wir uns kennengelernt haben, auch darüber unterhalten und haben gesagt, dass die Kinder schon dieses Jüdische mitkriegen sollen, und eben aber auch dieses Islamische. Es wird hier nichts unter den Teppich gekehrt: Papa ist Moslem, Mama ist Jüdin. Punkt.“

Amini und Goldschmidt sehen das Verbindende in ihren Religionen, einen ethisch-moralischen Kern, der für alle Menschen gleichermaßen gelte:

„Ich finde, man sollte seinen Glauben oder seine Religiosität täglich leben, indem ich Gutes und Schlechtes voneinander einfach gut unterscheide. Also: Bringe ich meinen Kindern gute Sachen bei, bin ich für mich ein religiöser Mensch, der den Kindern eben Gutes beibringt. Bringe ich den Kindern bei, zu betrügen, den Staat zu betrügen, andere zu betrügen, zu klauen, zu lügen, bin ich eben kein guter Mensch.“

„Wenn es einen Gott geben sollte, woran wir glauben, dann wird der alles sehen, was wir tun in unserem Leben, und das sagt man ja auch im Koran, das wird gewogen,... hast du mehr Gutes getan oder Schlechtes getan und dementsprechend wird dann halt entschieden, ob man in die Hölle oder ins Paradies kommt.... So sind halt Religionen, die sind alle gleich, letztendlich geht es um uns Menschen, wie wir damit umgehen.“

„Unsere Tochter wird jetzt 12 zum Beispiel, die macht jetzt Bat Mizwa, das finde ich eine superschöne Tradition, ich finde freitags in die Synagoge zu gehen, wenn nicht Hohe Feiertage sind, tatsächlich sehr angenehm. Grade jetzt letztes Jahr, wo ich mit meiner Tochter jeden Freitag da war... der Shabbat selber hat eine sehr inspirierende Wirkung auf mich... Wir versuchen ihr das breite Spektrum von Religionen mitzugeben, dass sie bloß nicht in eine Richtung geht. Obwohl sie jetzt schon dieses Jüdische mitnimmt, möchte ich auf keinen Fall, dass sie so ne überzeugte, für den Rest des Lebens orthodoxe Jüdin wird, auf gar keinen Fall. Da würd ich selbst gar nicht mit klarkommen... also ich komm auch selber mit orthodoxen Menschen nicht klar, ob Juden, Christen, Moslems, ist völlig wurst.“

Auch Carmen und Monir Khan und Anna al Halabi und ihr Mann wünschen sich Nachwuchs. In welchem Glauben die Kinder erzogen werden sollen, ist noch offen.

„Deswegen wir haben keine Kinder, vielleicht, (lacht)... wir lassen die Kinder entscheiden.“

„Ich hätte nichts dagegen, einen Sohn schon als kleines Kind beschneiden zu lassen. Und damit ist für mich auch nichts verloren... Und trotzdem wird der ja mitkriegen, dass die Großeltern in Bangladesch Ramadan halten und das Opferfest feiern und die Großeltern in Stuttgart bei Weihnachten voll dabei sind. Keine Ahnung, noch kenn ich dieses Kind ja nicht. Aber irgendwas wird das Kind ja dann daraus machen.“

„Ich muss halt damit rechnen, dass meine Tochter einmal Kopftuch trägt. Genauso wie der damit rechnen muss, dass das nicht der Fall sein könnte, weil sie ja hier in Deutschland aufwächst, und das müssen beide so akzeptieren. Oder ich wünsche mir, dass es kein Gezerre gibt um das Kind, das soll sich ja nicht entscheiden müssen zwischen Papa und Mama und dem Glauben, sondern so ruhig und zufrieden leben können.“

Das Gezerre ums Kind – es ist kommt häufig vor. Nicht nur in religionsverschiedenen Beziehungen. Dort aber besonders erbittert, sagt Paarpsychologe Merbach.

„Man erlebt das häufiger bei Trennungsparen, die wegen ner Trennungsberatung schon kommen. Da geht es dann häufig um den Umgang mit den Kindern. Da geht es dann von dem: Welche Sprache sollen die Kinder lernen, da gehen dann meistens beide Teile noch mit, dass arabisch auch gut wäre, wenn dann das Arabisch in der Koranschule gelernt werden soll, dann gibt es schon die erste Differenz...Wo es eben keinen Kompromiss gibt ist das ganze leidige Thema der Beschneidung von den Jungs. Wenn das in ne Konfliktphase kommt von einem Paar, dann haben wir schon bei manchen Paaren die Erfahrung, dass es ganz schön kracht... also weil das ja auch unversöhnlich ist: Man kann ein Kind nicht halb beschneiden.“

Merbach bemüht sich in solchen Fällen um eine Versachlichung des Konflikts:

„Es gibt ja diese Schiene, wenn wir jetzt bei der Beschneidung bleiben, dass das entstanden ist in eher heißen Gebieten, also ein hygienischer Vorgang eher ist, der krankheitspräventiv eingesetzt wird. Wenn das Paar es dann schafft, miteinander in solche Argumentationen zu kommen, so eine Vielfalt von Bedeutungszusammenhängen zu bekommen... dann wird es einfacher.“

Viele Konflikte, sagt Merbach, beruhen auf mangelnder Kenntnis des eigenen Glaubens und dem des Partners. Häufig sei schwer zu unterscheiden, was Kultur, was Religion, was individueller Charakter sei – eine Erfahrung, die Imam Aweimer teilt:

„Das Problem ist, wenn jemand heiratet, dann überhaupt ist man nicht religiös, oftmals. Die meisten Ehen, die hier geschlossen sind, die Leute – für die ist Religion Nebensache, ob Christen oder Muslime. Erst mal wenn Streitigkeiten kommen, kommen plötzlich diese Dinge zum Schein...oftmals kommen mir die Leute und erzählen mir die Leute und sagen ‚Ja, die Religion‘.... und ich sage: ‚Wo hast du das gelesen, auf welche Sache stützt du dich? Weil: Die Sache ist nicht so, wie du gerade beschreibst, also versuch mal aufzuklären‘.“

Aber schon die Herangehensweise an den Glauben unterscheidet sich oft. Wie sehr sie ein Produkt unserer westlichen Gesellschaft sei, habe sie erst in der Auseinandersetzung mit ihrem Mann erfahren, sagt Anna al-Halabi. Dogmen stelle sie ganz selbstverständlich in Frage – egal ob im Islam, im Christentum oder in jeder anderen Religion. Anders als ihr Partner aus Nordafrika, für den Glaubensgrundsätze eine sehr wichtige Rolle spielen:

„Bei ihm gibt es eben gewisse Dinge, die hinterfragt man nicht. Was im Koran steht, das hinterfragt man grundsätzlich nicht. Das wird zwar interpretiert und ausgelegt, das sieht er schon auch so,... aber jetzt an sich den Koran als Wort Gottes - das wird nicht hinterfragt.“

Und da merke ich eben bei mir, dass ich grundsätzlich alles hinterfrage, bei mir gibt es da keine Schranken.“

Auch Eva Lezzi führt mit ihrem Partner viele Diskussionen. Dabei ist ihm das Judentum als fließend hebräisch sprechendem Hochschullehrer für jüdische Philosophie bestens vertraut. Die beiden teilen viel: Gelegentliche Schabbatfeiern am Familientisch, Reisen zur israelischen Verwandtschaft, intensive Gespräche über jüdische Philosophie, Kunst und Literatur.

„Mein Mann ist aufgewachsen als Katholik, er ist irgendwann aus der Kirche ausgetreten...Wobei er natürlich sehr geprägt ist von christlichen Inhalten bis hin zur Musik also bis hin zur Johannespassion von Bach, die er leidenschaftlich liebt und die ich nicht hören kann...“

Für Lezzi, deren Großvater nach fünf Jahren KZ-Haft auf dem Todesmarsch aus Auschwitz die Flucht gelang, deren Mutter in einer Pfarrfamilie in der Schweiz aufwuchs, ist das christlich-jüdische Spannungsfeld von den Folgen des Holocaust geprägt.

„Ich denke, wo unsere Probleme stärker waren, war tatsächlich im jüdisch-deutschen... aber das ist wieder ein anderes Thema. Das sind tatsächlich Fragen, wie man mit familiärer Vergangenheit umgeht, wie stark und warum man die aufarbeitet, wie stark und warum familiäre Prägungen bis in die Gegenwart hinein nachwirken. Das waren und sind teilweise noch viel stärker unsere Konflikte als religiöse Differenzen.“

„Mir fällt gerade ein eine Freundin, die irgendwann gesagt hat, dass ihr Vater ihr gesagt habe: Lass dich nicht mit einem Nicht-Juden ein, denn du wirst spätestens beim ersten schlimmen, schlimmen Streit erleben, wie doch der Antisemit dann herauskommt und er dich dann antisemitisch beschimpft. Ich denke, das ist ein ganz, ganz starker Resonanzboden, das ist auch nicht so unrealistisch, dass in den Konflikten dann auch Religion funktionalisiert wird...“

Die von Rabbinerin Ederberg geschilderten Bedenken lenken den Blick auf einen weiteren wichtigen Punkt: Kein Paar lebt im luftleeren Raum. Familien- und Freundeskreis, das Arbeitsumfeld, die Glaubensgemeinschaft – sie alle prägen die Beziehung mit. Im persönlichen Kreis, berichten die Betroffenen, haben sie gute Erfahrungen gemacht, sind auf Verständnis und Unterstützung gestoßen. Aber alle kennen sie Beispiele von Paaren, die an den Differenzen zerbrochen sind. Denn sich nach außen abzugrenzen kostet Kraft. Paarbeziehungen in westlichen Gesellschaften seien meistens Verhandlungsangelegenheit, sagen Psychologe Merbach und Imam Aweimer – nach innen wie nach außen.

„Wenn man das eben schafft und da auch Lust drauf hat, das immer spannend zu finden,... kann das spannend werden und es können auch gute, befriedigende, längere Partnerschaften werden, die so im Aushandlungsmodus stehen. Wo das auch gut laufen kann ist bei bikulturellen Paaren, die einfach klar haben, was sie nicht besprechen... also da gibt es Rollenvorgaben und da machen wir's so...“

„Einfach ist das nicht, du musst auf vieles vielleicht verzichten und du musst Kompromisse finden. Du heiratest von einer anderen Kultur, von einer anderen Religion und du musst das auch vernünftig durchziehen.“

Carmen und Monir Khan, Yvonne Goldschmidt und Reza Amini, Eva Lezzi und Anna al-Halabi mit ihren Partnern – sie alle zeigen, dass eine religionsverschiedene Ehe auch gut funktionieren kann. Aber dafür, sagen sie, braucht es mehr als nur die Liebe.

„Zur Liebe kommt Humor und Gelassenheit und Lernbereitschaft.“

„Ich glaube, man muss einfach akzeptieren, dass gewisse Dinge sind anders. Da wird man den Partner oder die Partnerin nicht von überzeugen können.“

„Ich glaube, man darf nicht in Konkurrenz zueinander treten. Das betrifft nicht nur die Religion. Und man muss sich gegenseitig Raum lassen für etwas ganz eigenes. Aber das gilt doch für jede Partnerschaft.“

„Man muss halt tolerant sein, anders geht das nicht,... man muss sagen: Das ist nur eine Religion, die euch unterscheidet, ihr seid zwei Menschen, ihr habt gleiches Blut, ihr glaubt wahrscheinlich an denselben Gott...“

„Ich kann mich nur anschließen. Tolerant sein ist ganz wichtig, sich selbst zu schützen von Außeneinflüssen... natürlich Liebe wär auch nicht schlecht – son bisschen...und ansonsten Politik nicht reinlassen.“